

„Gleichwie du mich in die Welt gesandt hast, habe auch ich sie in die Welt gesandt“ (Joh 17,18)

Gehorsam im Johannesevangelium

Die Perspektive

Wenn ich als Schwester der Congregatio Jesu nach dem Gehorsam des johanneischen Jesus frage, so tue ich dies aus dem spezifischen Gehorsamsverständnis meines Ordens heraus, das ich deswegen hier kurz darlegen möchte. Im Wesentlichen ist es identisch mit dem der Gesellschaft Jesu, da Mary Ward, unsere Gründerin, „das Gleiche von der Gesellschaft (Jesu)“ für ihre Gemeinschaft nehmen sollte.¹ Die Quellen der Jesuiten sind deshalb auch für uns ausschlaggebend.

Am 15. August 1534 legten Ignatius und seine Gefährten, die Gründerväter der Gesellschaft Jesu, in einer Kapelle auf dem Pariser Montmartre drei Gelübde ab. Es waren Privatgelübde der Armut, der Keuschheit sowie der Pilgerfahrt ins Heilige Land. Dem dritten Gelübde war eine besondere Klausel beigefügt: wenn es nicht möglich sein sollte, ins Heilige Land zu fahren, versprachen die sieben Gefährten, sich dem Papst zur Verfügung zu stellen. An der Stelle des klassischen Gehorsamsgelübdes stand also ein Gelübde, aus dem später in der Gesellschaft Jesu (und der Congregatio Jesu) das Vierte Gelübde des besonderen Gehorsams gegenüber dem Papst in Bezug auf die Sendung in die Missionen wurde. In gewissem Sinne ist es unser erstes und wichtigstes

Gelübde, das dazu dient, dass der Papst, dem die Sorgen und Nöte der Kirche auf dem ganzen Erdkreis vertraut sind, eine weltweit einsetzbare, schlagkräftige Truppe hat, über die er direkt verfügen und mit der er der Not abhelfen kann.

Der Jesuit und die CJ-Schwester legen nach dem Noviziat die klassischen Ordensgelübde der Armut, der Keuschheit und des Gehorsams ab. Bei den letzten Gelübden, die nach einer langen Probezeit abgelegt werden, kommt dann das Vierte Gelübde des besonderen Gehorsams gegenüber dem Papst in Bezug auf die Sendungen dazu.² Das Ordenscharisma des Heiligen Ignatius stützt sich also nicht nur auf ein Gelübde des Gehorsams, sondern auf zwei. Das Vierte Gelübde dient der Sendung durch den Papst, das gewöhnliche Gehorsamsgelübde der Sendung durch die Generaloberin und ihre Stellvertreterinnen (i.d.R. die Provinzialoberin) sowie dem allgemeinen Gehorsam im Orden. Nicht nur das Vierte, sondern auch das allgemeine Gehorsamsgelübde ist ganz auf die apostolische Sendung hin zu verstehen. Entsprechend gilt meine Rückfrage nach den neutestamentlichen Grundlagen des Gehorsams, der ich hier exemplarisch im Johannesevangelium nachgehen will, primär dem Gehorsam zur Sendung. Konkret heißt das: Wie ist Jesu Gehorsam als Gesandter des Vaters zu verstehen? Auf welche Weise sendet

Jesus die Jünger in die Welt aus? Und wie agieren die Jünger als Gesandte Jesu? Diesen Fragen werde ich im Folgenden nachgehen.

Sendungsgehorsam im Johannesevangelium

Jesus als der Gesandte des Vaters

Jesus spricht im Johannesevangelium vielfach davon, dass er der Gesandte des Vaters ist. Die Sendung des Vaters ist sein tägliches Brot: „Meine Speise ist, dass ich den Willen dessen tue, der mich gesandt hat, und sein Werk vollende.“ (Joh 4,34)³ Für den Begriff „senden“ gebraucht der Vierte Evangelist zwei verschiedene Worte synonym: *apostéllō* (senden, aussenden, schicken) und *pémpō* (schicken, senden, beauftragen).⁴ Das Wort *apostéllō* zeigt eine größere etymologische Nähe zu unserem Begriffsfeld „Apostolat“, „apostolische Sendung“ etc.; sachlich ist diese Nähe aber auch bei *pémpō* gegeben. Jesu Alltag ist geprägt von der Aufgabe, die ihm der Vater gegeben hat. Was ist das nach Johannes für eine Aufgabe? Die Rettung der Welt: „Denn Gott sandte nicht den Sohn in die Welt, damit er die Welt richte, sondern damit die Welt durch ihn gerettet werde.“ (Joh 3,17) Es geht um kein geringeres Gut bei dieser Sendung Jesu als das Leben der Welt bzw. aller Menschen. Dabei will und tut Jesus nach seinen eigenen Worten nichts anderes, als was auch der Vater selbst für die Welt will und tut: „Amen, amen, ich sage euch, der Sohn kann nicht von sich aus etwas tun, wenn nicht das, was er den Vater tun sieht; denn was immer jener tut, das tut auch der Sohn gleicherweise.“ (Joh 5,19) Jesus und der Vater sind einander so na-

he, dass die Spitzenaussagen im Vierten Evangelium ihre Einheit konstatieren (Joh 8,29; 10,30; 12,44f; 13,20; 14,9). Wer Jesus sieht, sieht den Vater, wer ihn hört, hört den Vater, wer ihn aufnimmt, nimmt den Vater auf. Jesus ist nicht gekommen, seinen Willen zu tun, sondern den Willen Gottes (Joh 6,38). Was er redet, ist nicht sein Wort, sondern Wort Gottes (Joh 7,16; 8,26; 12,49), seine Werke sind die des göttlichen Vaters (Joh 9,4; 10,37f). Rufen wir uns kurz Thomas von Aquins Begründung ins Gedächtnis, warum Jesus keine Gelübde ablegen musste: weil er auch in seiner Menschnatur im Willen gefestigt war.⁵ Genau dies finden wir hier im Johannesevangelium: der Gehorsam Jesu besteht darin, dass sein Wille eins mit dem Willen des Vaters ist.

Ziel der Sendung Jesu, die er so in Einheit mit dem Vater vollzieht, ist die Rettung aller Seelen: „Dies aber ist der Wille dessen, der mich gesandt hat, dass ich nichts von allem verliere, was er mir gegeben hat, sondern es auferstehen lasse am letzten Tag.“ (Joh 6,39) Diese Rettung vollzieht sich durch den Glauben an Jesus als den Gesandten des Vaters (Joh 6,28f) und die Gotteskindschaft: „Denen, die ihn aufnahmen, gab er Vollmacht, Kinder Gottes zu werden, denen, die an seinen Namen glauben, die nicht aus Blut und nicht aus Fleischeswillen und nicht aus Manneswillen, sondern aus Gott gezeugt wurden.“ (Joh 1,12f) Die Kehrseite dieser Rettung ist das Gericht, in dem Jesus ebenfalls ganz in Einheit mit dem Vater agiert (Joh 3,18; 5,21-23; 8,16). Darin zeigt sich der Ernst der Entscheidungssituation, in die der Mensch in dieser Welt gestellt ist. Der Teufel ist im Johannesevangelium kein direkter Akteur,

sondern handelt durch jene, die sich für die falsche Seite entschieden haben, was schließlich darin gipfelt, dass sie den Gesandten Gottes dem Tod ausliefern (Joh 8,37-47). Jesus als Gesandter des Vaters führt den Menschen in die Krise im Sinne von Entscheidung, auf dass sie das Heil finden. Dies tut er auf vielfache Weise: durch persönliche Gespräche, durch Zeichen und schließlich durch das größte Zeichen seines Todes und seiner Auferstehung. Das Werk Gottes, das Jesus tut, vollendet sich am Kreuz. Dort ist seine Sendung zu ihrem (irdischen) Ende gekommen, weshalb er als letztes Wort sprechen kann: „Es ist vollbracht.“ (Joh 19,30) Dieses Ende ist aber sein Hinübergehen zum Vater: So wie Jesus in die Welt gesandt wurde, so führt ihn seine Sendung schließlich zum Vater, der ihn gesandt hatte, zurück (Joh 13,3). *Imitatio Christi* nach Johannes bedeutet, in diese Sendung des Sohnes einzutreten, d. h. seinen Weg in die Welt und zum Vater nachzugehen.

Jesus als Sender

In die Sendung Jesu einzutreten, ihn nachzuahmen, ist uns freilich nur möglich, weil er uns zu dieser Sendung beruft: „Nicht ihr habt mich erwählt, sondern ich habe euch erwählt und dazu bestimmt, dass ihr fortgeht und Frucht tragt, und dass eure Frucht bleibt.“ (Joh 15,16) Dabei ist mit dem Fortgehen nicht nur das „In-die-Weltgehen“ in der apostolischen Sendung gemeint. Ganz in der Tiefe klingt hier das Fortgehen Jesu aus der Welt zum Vater an (*hypágō*: vgl. Joh 13,36). Der Jünger bzw. die Jüngerin tritt eine Sendung in die Welt an, aber auch eine Sendung bis zum Tod und über den Tod

und die Welt hinaus. Er oder sie tritt in die ganze Dramatik der Sendung des Meisters ein. Genau so, wie der Vater Jesus in die Welt gesandt hat, so sendet Jesus uns in die Welt (Joh 17,18; 20,21). Das bedeutet nicht weniger, als dass er seine Beziehung zum Vater auf uns, seine Jünger hin öffnet. Im ersten Teil des Johannesevangeliums (Joh 1-12), dem sogenannten „Buch der Zeichen“, redet Jesus über seine Beziehung zum Vater. Im zweiten Teil (Joh 13-21), dem „Buch der Herrlichkeit“, besonders den Abschiedsreden (Joh 13-17), deutet er den Jüngern seinen Tod und die Beziehung, in der sie zu ihm stehen. Beide Beziehungen sind analog zu verstehen: wie der Vater Jesus gesandt hat, so sendet er uns; wie der Vater Jesus geliebt hat, so liebt er uns (Joh 15,9; 17,18; 20,21). Sie fallen aber aufgrund der großen Nähe Jesu zum Vater letztlich in eins: „An jenem Tage (nach Tod und Auferstehung) werdet ihr erkennen, dass ich im Vater bin und ihr in mir (seid) und ich in euch“ (Joh 14,20). Hier treffen wir auf Sprache aus der Liebespoesie: die Nähe zwischen dem Liebenden und dem Geliebten ist so groß, dass sie letztlich als Einheit erlebt wird. Im Fachjargon der Johannesforscher wird dies als „reziproke Immanenz“, zu Deutsch „gegenseitiges Innewohnen“ bezeichnet. Wenn auf diese Weise zwei Menschen „ein Herz und eine Seele“ sind, ist es wohl das Zweitschönste, was es gibt. Denn das Schönste ist es, wenn diese Liebe Gott und Mensch verbindet. Diese Liebe einerseits zwischen zwei Menschen und andererseits zwischen Gott und Mensch wird in der Schrift auf unnachahmliche Weise im Hohen Lied beschrieben. Doch gerade angesichts der Schönheit dieser Liebe sollten wir uns erinnern, dass

es hier um Gehorsam geht. Liebe und Gehorsam sind tief verbunden. Wenn die Liebe echt ist, hat sie Folgen in der harten Realität des Lebens. Umgekehrt kann ein theologisch verantworteter Gehorsam nur aus Liebe zu dem geleistet werden, dem wir gehorchen, nämlich Jesus Christus und dem Oberen als seinem Stellvertreter.

Ignatius von Loyola und seine ersten Gefährten gingen entsprechend ihrem Gelübde nach Rom zum Papst, als kein Schiff nach Jerusalem fuhr. Auf dem Weg dorthin vernahm Ignatius ein Wort von Gott: „Ich werde euch in Rom gnädig sein!“ Früher schon hatte er die Mutter Gottes darum gebeten, „ihn ihrem Sohn zuzugesellen“. Jetzt aber war er unsicher und zaghaft und sagte zu seinen Gefährten: „Vielleicht werden wir in Rom gekreuzigt werden!“ Als sie sich Rom näherten, betete er in La Storta, einer kleinen Kapelle. Er sah Christus, wie er das Kreuz trug, daneben Gottvater. Gottvater sagte zu Jesus: „Ich will, dass du diesen zu deinem Diener annimmst“; Jesus zu Ignatius: „Ich will, dass du uns dienst!“ Ignatius verstand es so, dass sein Wunsch erfüllt war und Gottvater ihn Jesus zugesellt hatte.⁶ Genau um dieses Zugeselltwerden geht es auch im Johannesevangelium. Die Liebe genügt sich nicht selbst, sondern drückt sich in Gefährtschaft zu jedwedem Ende aus, bei der Gnade und Gekreuzigtwerden nicht unbedingt zweierlei ist. Der Vierte Evangelist fasst diese Dienstmystik in die Worte: „Wenn einer mir dient, soll er mir nachfolgen, und wo ich bin, dort wird auch mein Diener sein.“ (Joh 12,26) Der Dienst in der Sendung Jesu und das liebende Einssein mit ihm gehören zusammen: Wer Jesus dient, wird da sein, wo Jesus

ist; nur wer Jesus ganz nah ist, kann ihm überhaupt dienen. So nimmt es nicht Wunder, wenn Ignatius aufgrund der Vision von La Storta „eine so große Andacht zum heiligsten Namen (Jesu)“ fasste, dass er wollte, „dass die Genossenschaft ‚Gesellschaft Jesu‘ genannt werde.“⁷ In Gesellschaft bzw. in Congregatione Jesu zu sein steht in engstem Zusammenhang mit dem Eintreten bzw. Hineingenommenwerden in die Sendung des kreuztragenden Jesus, denn getrennt von ihm können wir gar nichts tun (vgl. Joh 15,5). So sagt es Jesus schon im Vierten Evangelium allen Christen: „Gleichwie die Rebe nicht von sich aus Frucht tragen kann, wenn sie nicht am Weinstock bleibt, so auch nicht ihr, wenn ihr nicht in mir bleibt.“ (Joh 15,4) So sagt dann auch Diego Laínez, der uns die Begebenheit von La Storta berichtet, dass wir nicht sagen, wir seien von der Gesellschaft Jesu, als ob es die anderen nicht wären, und nicht aus Überheblichkeit, sondern aus Andacht.⁸ Je mehr sich aber ein Christ von Jesus in den Dienst nehmen lässt, desto wichtiger ist die Einheit mit ihm; umgekehrt kommt es ohne die Einheit erst gar nicht zu Dienst und Sendung. Zum Ordenscharisma des heiligen Ignatius gehört diese Dienstmystik verdichtet; in Grundzügen gilt sie aber für jeden Christen und prägt bereits die Beziehung Jesu zu seinen Jüngern, so wie der Vierte Evangelist sie beschreibt. Die Liebe zu Jesus führt in den Dienst, drückt sich im Dienst aus, geht im Dienst bis zum Äußersten, denn „es gibt keine größere Liebe als diese, dass einer sein Leben gibt für seine Freunde“. (Joh 15,13) Was das heißen kann, bezeugen uns die zahllosen Märtyrer der Gesellschaft Jesu. In anderer Form zeigt es uns



auch Mary Ward, deren Leben zwar kein blutiges Ende fand, wohl aber ein kontinuierliches geistiges Martyrium war. Es ist gut, zu wissen, dass die dienende Liebe Jesu zu uns und umgekehrt letztlich eine Liebe eis télos, d.h. bis zur Vollendung ist, eine Liebe bis zum Tod. Es ist aber auch gut, davor ehrfürchtig einen Schritt zurückzutreten, sich der eigenen Unzulänglichkeit bewusst zu werden und nach der Weise zu fragen, wie solche Dienstmystik in unserem Alltag Gestalt annehmen kann. Jesus gibt uns hierzu im Johannesevangelium ein sehr konkretes Beispiel. Noch bevor er es wagt, seine Jünger in das Geheimnis seines Todes und seiner Auferstehung einzuweihen, in das sie auch selbst später eintreten werden, wäscht er ihnen die Füße. Er verrichtet einen Dienst, der in der Antike Aufgabe der Sklaven war. Jesu Leben vollendet sich nicht nur im Sklaventod am Kreuz, sondern die Erniedrigung bestimmt auch seinen Lebensalltag. Das Entsetzen des Petrus „Du, Herr, wäschst mir die Füße?“ (Joh 13,6) ist höchst verständlich. Doch Jesus besteht nicht nur darauf, Petrus und den anderen die Füße zu waschen, sondern er trägt genau das auch seinen Jüngern und uns auf: „Wenn nun ich, der Herr und Lehrer, eure Füße wusch, schuldet auch ihr, einander die Füße zu waschen; denn ein Beispiel gab ich euch, damit auch ihr tut, gleichwie ich euch tat.“ (Joh 13,14f) Wir sollen also tun, was Jesus getan hat: Sklavendienst. Interessant ist auch die Begründung: „Amen, amen, ich sage euch: Ein Sklave ist nicht größer als sein Herr, noch ein Gesandter größer als der ihn Sendende“ (Joh 13,16b). Der Gesandte soll in allem seinem Herrn entsprechen, übernimmt sozusagen dessen Stellvertretung. Wer

also in die Sendung Jesu eintritt, sollte sich darauf einstellen, zu dienen wie sein Herr. Darauf macht auch Ignatius im ersten Teil der Konstitutionen, der dem Eintretenden vorgelegt wird, aufmerksam: Man soll den möglichen Novizen auffordern, „gänzlich und nicht nur teilweise das zu verabscheuen, was die Welt liebt und umarmt, und das zuzulassen und mit allen nur möglichen Kräften nach dem zu verlangen, was Christus unser Herr geliebt und umarmt hat. Wie die Weltleute, die der Welt folgen, mit solchem Eifer Ehren, Ruf und Ansehen eines großen Namens auf Erden lieben und suchen, wie die Welt es sie lehrt, so lieben und verlangen diejenigen, die im Geist gehen und ernstlich Christus unserem Herrn nachfolgen, inständig das ganze Gegenteil, nämlich sich aus der ihm geschuldeten Liebe und Ehrfurcht mit derselben Kleidung und Diensttracht ihres Herrn zu kleiden, so dass sie sogar, wo es für seine göttliche Majestät nicht eine Beleidigung wäre und auch dem Nächsten nicht zur Sünde angerechnet würde, danach verlangen, Schmähungen, falsche Zeugnisse und Beschimpfungen zu erdulden und für Toren gehalten und angesehen zu werden – ohne selbst irgendeinen Anlass dazu zu geben –, weil sie danach verlangen, einigermaßen unserem Schöpfer und Herrn Jesus Christus ähnlich zu sein und ihn nachzuahmen, indem sie sich mit seiner Kleidung und Diensttracht kleiden.“⁹ Wie bei der Fußwaschung Jesus die Jünger, fordert Ignatius den zukünftigen Jesuiten zur tiefsten Erniedrigung auf. Und auch die Begründung ist dieselbe: der Gesandte soll dem Herrn, der ihn ausgesandt hat, ähnlich sein oder zumindest werden. Die Diensttracht ist ein Bild für eine

viel tiefere, innere Ähnlichkeit, die sich zwischen Jesus und dem Eintretenden entwickeln soll. Als Novize wird er Page am Hofe Gottes und trägt die Wappenfarben seines Herrn: Schmach und Erniedrigung. Entscheidend für diesen Gehorsam auch zu niedrigsten Diensten und Missionen ist wiederum die reziproke Immanenz: Jesus ist im Jünger, der Jünger in Jesus – das allein zählt! Äußere Widrigkeiten sind nichts im Vergleich zur Erfahrung der Bindung an Jesus. Reziprok ist aber nicht nur ein liebendes Innewohnen Jesu und des Jüngers, sondern auch beider Dienst. Der Jünger kann nur tun, was Jesus getan hat, weil Jesus zuvor getan hat, was der Jünger tun soll. Das klingt simpel, führt uns aber zu einem wichtigen Fazit im Blick auf den Sendungsgehorsam in einer ignatianischen Gemeinschaft. Es bedeutet nämlich, dass der oder die Sendende wie Jesus ein persönliches Beispiel geben sollte, also keine Sendung aussprechen, die er nicht auch selbst zu übernehmen bereit wäre. Der ausgesandte Pater oder die ausgesandte Schwester ist der verlängerte Arm dessen, der in sendet, seine Hilfe, ein Waffengefährte, aber kein Kanonenfutter wie für einen Feldherrn, der selbst nichts riskiert.

Der berühmte „Kadavergehorsam“, beruhend auf der Aussage in den Konstitutionen des Ignatius, dass „ein jeder von denen, die im Gehorsam leben, sich von der göttlichen Vorsehung mittels des Oberen führen und leiten lassen muss, als sei er ein toter Körper, der sich wohin auch immer bringen und auf welche Weise auch immer behandeln lässt“¹⁰, ist deshalb gerade kein totalitärer Gehorsam, weil auch der Obere „wie ein toter Körper“ gegenüber Christus

sein soll und Christus wiederum gegenüber dem Vater, der ihn gesandt hat. Wir haben oben bemerkt, dass Christus und der Vater eins sind. So sollen auch wir eins mit Christus sein, um in dieser Einheit mit ihm in der Welt zu wirken. Darum hat Christus selbst in seinem Abschiedsgebet gebeten, dass „... alle eins sind, gleichwie du, Vater, in mir und ich in dir, damit auch sie in uns sind, damit die Welt glaubt, dass du mich gesandt hast“. (Joh 17,21) Es braucht die Einheit mit dem Willen Gottes, um an Christi Sendung in der Welt mitzuwirken. Das Gehorsamsgelübde dient dazu, möglichst wenig Diskrepanz zwischen dem Willen Gottes und unserem aufkommen zu lassen, um ihm auf diese Weise besser dienen zu können als ohne das Gelübde. Die Einheit im Willen zwischen Christus und dem Vater bedurfte keines Gelübdes; sich unserer Einheit mit dem Willen Gottes durch ein Gelübde anzunähern, erscheint dagegen höchst sinnvoll und angebracht.

Der Verdacht des Totalitären bei der Formulierung vom „Kadavergehorsam“ ist freilich nicht völlig unberechtigt. Es scheint im Konzept des Ignatius nämlich der Faktor der menschlichen Sündhaftigkeit nicht eingeplant, der das Herz eines Oberen verdunkeln und ihn zu böswilligem Tun verleiten könnte. Immerhin betont er ausdrücklich die Gewissensfreiheit des Gesandten. Er kann sich weigern, wenn beim ihm aufgetragenen Tun der Anschein von Sünde besteht.¹¹ Ignatius geht aber nicht auf die Möglichkeit ein, dass ja der Obere theoretisch auch aus Bosheit etwas auferlegen könnte, was dennoch dem Gesandten kein sündhaftes Tun abverlangte. Hier jedoch kann man Ignatius allenfalls vorwerfen, dass er



ein optimistisches Menschenbild hat, insofern er einem voll ausgebildeten Jesuiten zutraut, stets den Willen Gottes zu suchen und sich gewiss nicht boshaft dagegen zu wenden. Dieses optimistische Menschenbild hat aber auch Jesus im Johannesevangelium. Er traut den Jüngern zu, eins mit ihm zu sein, wie er eins mit dem Vater ist; er traut ihnen zu, seine Sendung in der Welt zu vollziehen (Joh 17,18; 20,21). Er traut es ihnen freilich erst am Ende des Evangeliums zu, nach einer langen Zeit in seiner Gesellschaft. In gleicher Weise vertraut auch Ignatius erst seinen voll ausgebildeten Mitbrüdern in der Gesellschaft Jesu alle Ämter und Dienste an. So gesehen, ist der „Kadavergehorsam“ nur für den Pessimisten problematisch, der ohnehin nicht daran glaubt, das ein Oberer ernstlich den Willen Gottes suchen und gut handeln kann. Der johanneische Jesus aber ist kein solcher Pessimist und traut uns sehr viel zu, ebenso auch Ignatius von Loyola.

Der Jünger als Gesandter Jesu

Wie ist nun der Gehorsam zu vollziehen? Ignatius schreibt: „Wir sollen also in allen Dingen, auf die sich mit der Liebe der Gehorsam erstrecken kann¹², bereit für dessen Stimme [d.h. des Papstes und des Oberen] sein, wie wenn sie von Christus unserem Herrn ausginge; denn an seiner Stelle und aus Liebe zu und Ehrfurcht für ihn leisten wir den Gehorsam, indem wir gleichwelchen Buchstaben oder was wir an Eigenem begonnen haben, unbeendet liegen lassen.“¹³ Um die biblischen Fundamente eines solchen Gehorsams zu ergründen, scheint es sinnvoll, die Dynamik zwischen Christus und den Jüngern im Sinne des Gehorsams näher zu betrachten. Wie

reagieren Menschen im Evangelium, denen Jesus etwas befiehlt? Sehr häufig folgt unmittelbar auf Jesu Anordnung einer Sache deren Ausführung. Bei der Hochzeit von Kana befiehlt er, die Wasserkrüge zu füllen, und die Anwesenden füllen sie; er trägt ihnen auf, dem Tafelmeister davon zu bringen, und sie tun es (Joh 2,7). Ähnliche Beispiele finden sich viele (Joh 1,39; 4,50; 5,8f; 6,10.12f; 9,7; 11,28f.43f). Es scheint also, als sei auf Jesu Befehl hin tatsächlich nichts anderes angemessen, als ihn sofort auszuführen, mit den Worten des Ignatius, tatsächlich den angefangenen Buchstaben liegenzulassen. Umso interessanter sind aber dann jene Stellen, wo diese Reaktion entweder verzögert oder überhaupt nicht auf Jesu Befehl folgt. Das ist etwa so bei der Szene am Grab des Lazarus. Jesus befiehlt, den Stein wegzunehmen. Martha wendet ein, Lazarus sei schon vier Tage tot, er rieche schon. Jesus antwortet ihr: „Habe ich dir nicht gesagt, wenn du glaubst, wirst du die Herrlichkeit Gottes sehen?“ Daraufhin wird gesagt: „Nun trugen sie den Stein weg“ (Joh 11,39-41). Ein berechtigter Einwand hat also in einem gesunden Gehorsamsverhältnis durchaus einen legitimen Platz. Er ist Jesus eine Antwort wert, die zwar die Fassungskraft seiner Hörer übersteigt, ihnen aber das Vertrauen gibt, dass sie gut tun können, was Jesus ihnen gesagt hat. Auch Ignatius sieht keinen Widerspruch zum Gehorsam, wenn der Untergebene dem Oberen die Gedanken vorträgt, die ihm im Gegensatz zu dessen Anordnung kommen, wenn er grundsätzlich sein ganzes Meinen und Wollen dessen Urteil an Stelle Christi unseres Herrn unterwirft.¹⁴ Mehr noch: solcher Widerspruch gefällt Ignatius sogar!¹⁵ Dies



gilt auch für die Möglichkeit, dass derjenige, der die Sendung ausspricht, vielleicht nicht ausreichend informiert sein könnte. In diesem Fall soll man ihn informieren, sich aber dann seinem Urteil unterwerfen.¹⁶

Eine Person im Johannesevangelium reagiert zunächst überhaupt nicht auf die Bitte Jesu. Es ist die Samariterin am Brunnen. Jesus sagt zu ihr: „Gib mir zu trinken!“, und sie tut dies keineswegs, sondern fragt ihn, warum er das wünsche. Daraus entwickelt sich ein Gespräch, an dessen Ende umgekehrt die Frau Jesus um lebendiges Wasser bittet (Joh 4,7-15). Danach spricht Jesus eine weitere Anweisung aus: „Geh, ruf deinen Mann und komm wieder her!“ Die Frau antwortet, dass sie keinen Mann habe. Daraus entwickelt sich wiederum ein Gespräch, an dessen Ende Jesus sich der Frau als Messias offenbart: „Ich bin es, der mit dir spricht.“ (Joh 4,16-26) Interessant für unsere Frage nach dem Gehorsam ist nun, dass es Jesus offenbar gar nichts ausmacht, dass die Frau keineswegs tut, was er ihr befiehlt. Ihre Nachfrage auf die Bitte „Gib mir zu trinken!“ scheint ebenso erlaubt zu sein wie ihre Zurückhaltung auf die zweite Bitte, die man moraltheologisch als Mentalrestriktion verstehen könnte. Das bedeutet, dass sie auf Jesu Frage nur einen Teil der Wahrheit sagt. Dies ist moralisch deswegen erlaubt, weil zwar die Lüge im Bereich des Sündhaften liegt, aber keineswegs irgendeine Verpflichtung besteht, jedem alles zu sagen – offensichtlich nicht einmal Jesus!

Bezogen auf den Ordensgehorsam scheint es also erlaubt zu sein, den Oberen oder die Oberin zu fragen, warum ich das tun soll, was er bzw. sie mir aufgetragen hat. Manchmal braucht es erst

ein tieferes Verstehen einer Sache, um sie gut ausführen zu können.¹⁷ Ebenso ist zwar Wahrhaftigkeit ein elementarer Wert, der im Orden und anderswo gewährleistet sein muss, damit das Zusammenleben funktioniert. Das geistliche Ideal aber, dass das Ordensmitglied nichts Äußeres oder Inneres verborgen hält, sondern wünscht, dass der oder die Vorgesetzte in allem Bescheid weiß, um sie besser auf dem Weg des Heiles und der Vollkommenheit lenken zu können¹⁸, ist mit Augenmaß umzusetzen. Es gilt im Gebet zu klären, welche Themen mit wem zu besprechen sind, um wirklich gut den Willen Gottes zu suchen und zu finden. Was ist Chefsache und unmittelbar mit Gott auszumachen? Was ist Gegenstand der Beichte und Geistlichen Begleitung? Was gehört ins Gespräch mit der Formatorin¹⁹, der Oberin, der Provinzoberin? Hier braucht es eine gute geistliche Unterscheidung. Der Oberin wirklich zu begegnen, als wäre sie Jesus Christus, kann und soll ersehnt, aber nicht erzwungen werden – das würde nur beide Seiten überfordern und zu Verletzungen führen, die eher das Gegenteil bewirken. Intimität ist legitim und etwas anderes als Unwahrhaftigkeit. So kann uns die Samariterin am Brunnen durchaus Vorbild für den Ordensgehorsam sein: sie vertraut sich in dem Maße Jesus an, wie sie innerlich kann, er wiederum würdigt und bekräftigt dieses Vertrauen, nimmt es aber auch zum Anlass, sie auf dem Weg des Heils weiterzuführen. Entscheidend für den Gehorsam ist nicht zuletzt der Ausgang der Geschichte: Die Samariterin lässt den Wasserkrug stehen und eilt in ihr Dorf, um andere zu Jesus zu führen. Sie tritt also in die Mission ein, ganz ohne dass Jesus sie dazu aufgefordert

hätte. Trotzdem tut sie letztlich das, was er will und wozu das Gespräch diente: Die Hauptstadt des für Israel so fragwürdigen, ja unreinen Samaritanen wird zu Gott heimgeführt. Hier zeigt sich eine Tiefendimension des Gehorsams: am Ende gilt es dem Oberen (der Christus repräsentiert) in seinem Willen zu folgen, manchmal sogar ohne Worte.²⁰ Von Ignatius wird berichtet, dass er am meisten schätzte, wenn seine Untergebenen ganz ohne ausdrücklichen Befehl Kraft des heiligen Gehorsams das taten, was er wünschte:²¹ einfach, weil sie ihn kannten und den Geist der Gesellschaft verinnerlicht hatten. Hier zeigt sich Freiheit und Leichtigkeit. Der Gesandte „hat es gelernt, schweigend zu gehorchen, weil er in diesem Schweigen die Stimme der gekreuzigten Majestät des Wortes Gottes vernimmt.“²²

zeitliche Gelübde ab, die insgesamt auf bis zu neun Jahre verlängert werden können, danach folgt die Ewige Profess. In der CJ legen seit 2004 alle Schwestern mit der Ewigen Profess auch das Vierte Gelübde ab; bei den Jesuiten wird im Einzelfall darüber entschieden.

.....

- 1 So die Gründungsvision von 1611. Soweit es an ihr lag, hat sie das auch getan. Die kirchliche Anerkennung hat die Congregatio Jesu aufgrund historischer Wirrnisse aber erst viel später bekommen (Konstitutionen des Ignatius 1978 in Auszügen und 2004 ad maximum).
- 2 In der SJ und CJ aus historischen Entwicklungen heraus leicht abweichend: Jesuiten legen nach dem Noviziat einfache, ewige Gelübde ab, auf die dann viel später feierliche letzte Gelübde folgen; CJ-Schwestern legen nach dem Noviziat

- 3 Die neutestamentlichen Zitate habe ich dem Münchener Neuen Testament (Ostfildern 92010) entnommen, aber nach eigener Erwägung des griechischen Textes und eigenem Sprachempfinden verändert.
- 4 Joh 20,21 belegt den synonymen Gebrauch: „So wie der Vater mich gesandt (apéstalken < apostéllô) hat, so sende (pémpô) auch ich euch.“
- 5 Siehe oben in der Grundlegung, S. 394.
- 6 So Diego Lainez: Erste Striche zur Ignatiusbiographie. Zwei Dokumente. Übersetzt und eingeleitet von Josef Stierli SJ. Geistliche Texte SJ Nr. 7, München 1983, S. 44f.
- 7 Ebd. 45.
- 8 Ebd.
- 9 Konstitutionen SJ/CJ, 101.
- 10 Konstitutionen SJ/CJ, 547.
- 11 Konstitutionen SJ/CJ, 549.
- 12 Alle, bei denen nicht offenbar irgendeine Sünde besteht – ebd.
- 13 Konstitutionen SJ/CJ, 547.
- 14 Konstitutionen SJ/CJ, 627.
- 15 Hugo Rahner: Über den theologischen Sinn des Gehorsams in der Gesellschaft Jesu. Geistliche Texte SJ Nr. 1, München 1980, S. 26.
- 16 Konstitutionen SJ/CJ, 607.
- 17 Hier besteht meines Erachtens kein Widerspruch zu Konstitution SJ/CJ 550, wo der Gehorsam nicht nur die Ausführung, sondern den Willen und die verstandesmäßige Auffassung umfasst. Vielmehr wird die Einheit mit dem oder der Vorgesetzten in Willen und Verstand vermutlich gerade durch intensives Gespräch erreicht. Dabei gilt es sich andererseits aber auch im Sinne von EB

365 („Ich glaube, dass das Weiße, das ich sehe, schwarz ist, wenn die hierarchische Kirche es so definiert“) der Begrenztheit des eigenen Verstandes bewusst zu sein. Grundsätzlich kann auch etwas gut sein, was ich nicht verstehe, wenngleich ich es prüfen sollte.

18 Konstitutionen SJ/CJ, 551.

19 Gemeint ist für die Zeit des Noviziates die Novizenmeisterin, für die Zeit unter den zeitlichen Gelübden die Junioratsleiterin.

20 Konstitutionen SJ/CJ, 547.

21 Hugo Rahner, s. Fn. 15, S. 24; 28.

22 Hugo Rahner, s. Fn. 15, S. 31.

23 Hugo Rahner, s. Fn. 15, S. 32.

» Vielleicht ist der wahrhaft Gehorsame
einfach der Liebende,
dem das Opfer der Hingabe süß ist
und ein seliges Müssen.«²³

Hugo Rahner SJ